Leseprobe aus:

Adam Zagajewski Die kleine Ewigkeit der Kunst



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.hanser-literaturverlage.de

© © Carl Hanser Verlag München 2014 HANSER

Edition Akzente Herausgegeben von Michael Krüger

Adam Zagajewski

Die kleine Ewigkeit der Kunst

Tagebuch ohne Datum

Aus dem Polnischen von Bernhard Hartmann und Renate Schmidgall

Carl Hanser Verlag

Die polnische Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel *Lekka przesada* bei Wydawnictwo a5 in Krakau.



1 2 3 4 5 18 17 16 15 14

ISBN 978-3-446-24612-6

© Adam Zagajewski 2014. Published by arrangement with
Farrar, Straus and Giroux, LLC, New York
Alle Rechte der deutschen Ausgabe
© Carl Hanser Verlag München 2014
Umschlag: Peter-Andreas Hassiepen, München
Motiv: Miquel Barceló, *Le vent*, 1999
© VG Bild-Kunst, Bonn 2014
Satz im Verlag
Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg
Printed in Germany



Alles werde ich sowieso nicht erzählen. Schließlich komme ich aus der osteuropäischen Schule der Diskretion; wir sprechen nicht über Scheidungen und behalten unsere Depressionen für uns. Es passiert ja auch nichts. Das Leben fließt ruhig dahin, ringsum draußen ein grauer, ungewöhnlich warmer Dezember. Ein paar Konzerte. Im Anwaltsklub gastierte eine talentierte junge Sängerin. Gestern dann ein sehr schönes Konzert mit Musik von Schostakowitsch (und dem ihm gewidmeten Streichquartett seines Biographen Krzysztof Meyer, Au-delà d'une absence) – darunter die Sieben Romanzen nach Worten von A. Blok für Sopran, Violine, Violoncello und Klavier op. 127, die ich noch nicht kannte. Es spielten Studenten der Musikakademie, voller Enthusiasmus und technisch brillant. Das letzte Werk, eben diese Suite, hat M. und mich ungeheuer beeindruckt. Weil es ein Konzert zum hundertsten Geburtstag von Schostakowitsch war, herrschte eine besondere Atmosphäre. Die Studenten hatten auf der Bühne Kerzen angezündet und nur wenige Spots eingeschaltet. Zudem spielten sie offensichtlich außergewöhnlich konzentriert. Das erlebt man oft bei sehr jungen, noch nicht durch Routine und Karriere verdorbenen Musikern, die begeistert, mit Leib und Seele bei der Sache sind.

Ein Gefühl der Freude fast jedes Mal, wenn ich auf dem Krakauer Markt stehe. Zu welcher Jahres- oder Tageszeit auch immer, ich bewundere das Majestätische dieses Ortes, die seltsame kubistische Anordnung der Gebäude, das Miteinander von Symmetrie und Asymmetrie, wie sich die italienische Leichtigkeit der Tuchhallen mit dem gotischen Ernst der Marienkirche verbindet, als seien es gigantische Bauklötze.

In »Poetry« lese ich Michael Hofmann über Gottfried Benn. Zur gleichen Zeit bringt die Warschauer »Literatura na Świecie« eine umfangreiche Auswahl aus Benns Gedichten, Briefen und Skizzen – in einer dicken, ihm und Brecht gewidme-

ten Nummer. Beide starben 1956, und das eherne Gesetz der Jubiläen vereint sie fünfzig Jahre nach ihrem Tod - zwei Dichter, die davon abgesehen nichts miteinander verband. Benn spottete schon früh über die Übertragung der marxistischen Theorie auf die Literatur; mit dieser Haltung stand er im linken literarischen Berlin der Jahre vor Hitlers Machtergreifung allein auf weiter Flur, ein unbeugsamer Ästhet unter dogmatischen Menschheitsverbesserern ... Hin und wieder greife ich zu Benns Gedichten, und fast immer elektrisieren sie mich (»›Jena vor uns im lieblichen Tale‹...«), genauso wie manche Passagen aus seinen Arbeitsheften und fast alle Briefe an den Bremer Kaufmann Oelze. Diese Briefe sind nonchalant, mitunter etwas zynisch, manchmal blitzt ein Moment reiner Poesie auf. Benn, ein Kleinbürger durch und durch, der bescheiden wie ein Handwerker lebte (obgleich er Arzt war, Dermatologe, aber kein Modearzt, auch verdiente er nie viel), schätzte Oelze – den er idealisierte, verklärte und dessen gesellschaftliche Stellung er sicherlich überbewertete - als Adressaten seiner Gedanken, Provokationen, Beobachtungen und Projekte.

Ich lese Karl Corinos dicke Musil-Biographie. Robert Musil, der Autor der Verwirrungen des Zöglings Törleß und des Mannes ohne Eigenschaften, hielt zum Tode Rilkes eine wunderbare Rede - er war einer der ersten, die seine Größe erkannten. Corino schildert Musils tragikomischen Auftritt auf dem Pariser Kongress zur Verteidigung der Kultur im Juni 1935. Er wusste nicht, dass es eine kommunistische Veranstaltung war und deshalb dort nur das Hitler-Regime, nicht aber die Sowjetunion kritisiert werden durfte. Musil verteidigte den Individualismus des Künstlers und warnte vor dem in einigen europäischen Ländern aufkommenden Kollektivismus. Er betonte auch, dass Kultur und Politik getrennte Bereiche seien; die Kultur sei ihrem Wesen nach hochsensibel, unstet und unvorhersehbar, und selbst ein anständiges politisches System bringe nicht automatisch große Kunst hervor. Er wurde von jenen Teilnehmern ausgepfiffen, die keine durchdachte, ausgewogene Argumentation, sondern Propaganda erwartet hatten. Corino schreibt auch ausführlich über die Armut, in der Musil lebte, und dass er in den dreißiger Jahren, als er für sich und seine Frau keine wirtschaftliche Perspektive sah, sogar an Selbstmord dachte. Musil wurde von Nazis und Kommunisten gleichermaßen attackiert - schon der Titel seines großen Romans, Der Mann ohne Eigenschaften, musste sie gegen ihn aufbringen. Beide wollten schließlich einen neuen Menschentyp mit genau bestimmten Eigenschaften erschaffen. Für die einen wie für die anderen war er ein Repräsentant der »untergehenden bürgerlichen Epoche«. (Man bedenke, dass diese Epoche keineswegs untergegangen ist - oder vielleicht untergegangen und wiederauferstanden.) Seine letzten Jahre verbrachte Musil im Schweizer Exil, wo er noch bescheidener lebte als zuvor, in Armut und Isolation. Eine wichtige Figur war für ihn Thomas Mann, für den er eine, um es mit einem sehr deutschen Wort zu sagen, Hassliebe empfand. Mann hatte immer Erfolg, selbst das Exil war für ihn kein Unglück. Bekannte Musils berichten, dass er, sobald im Gespräch der Name »Mann« fiel, nervös zu zittern begann. Musil hat den Zauberberg perfekt charakterisiert: ein »Haifischmagen«. Damit meinte er, dass dieser große Roman unverdaute Stücke europäischer Denksysteme, Anschauungen etc. enthalte. Sein Mann ohne Eigenschaften basiert auf einem ganz anderen Prinzip: Hier sind alle Bezüge auf die politische und philosophische Realität mittelbar und mystisch, sie erscheinen als Anspielungen. Musil interessierte der »Möglichkeitssinn«, also das, was sich nur im Konjunktiv ereignet. Die Frage ist aber, ob Thomas Mann in diesem Punkt nicht doch Recht hatte, indem er in den Zauberberg große Bruchstücke der geistigen Wirklichkeit Europas hineinrührte.

Weihnachten ist in Polen das Familienfest schlechthin. Man feiert es zu Hause. Am wichtigsten ist die Feier des Heiligabends. Häuser und Wohnungen werden zu Festungen des

Familienegoismus oder, wenn man so will, der Familienliebe. Alleinstehende leiden an diesem Abend Qualen, es sei denn, sie sind bei einer Familie eingeladen ... Auf Restaurants darf man nicht hoffen, sie sind geschlossen. Dieses Jahr fiel der Heiligabend auf einen Sonntag; schon morgens leerten sich die Straßen. Am Donnerstag und Freitag sah ich Scharen von Studenten mit Rucksäcken und Koffern in Richtung Bahnhof ziehen, Krakau entvölkerte sich. Heiligabend, gegen sieben Uhr abends: Die Stadt war wie leergefegt. Der Markt, sonst sogar nachts voller Menschen, eine dunkle Einöde. Auf einmal eine Atmosphäre wie im Krieg. M. und ich spazierten über den Markt, wir konnten von der Stille, der Dunkelheit und der Leere nicht genug bekommen. Die zahllosen Restaurants ringsum waren - allesamt! geschlossen und dunkel. Ein einziger Geschäftstüchtiger hatte daran gedacht, dass hier vielleicht doch hungrige und durstige Menschen unterwegs sein könnten. Unter einem provisorischen Holzdach grillten drei Leute Würstchen und Steaks und machten Kraut und Kartoffeln warm. Dieser einzige helle und warme Punkt zog die Touristen an, die sicher nicht verstanden, warum die sonst so gastlichen Restaurants geschlossen waren. Warum die Kirchen zu waren (und erst zur Christmette wieder geöffnet wurden). Sie wussten nicht, dass auch die Priester jetzt speisten, ein Mahl mit mindestens zwölf Gängen, das auf den Tischen der Barszcz dampfte. Japaner, Italiener, Franzosen und Amerikaner standen nach Würstchen und Kraut an. Ringsum Dunkel. Hinter den Fenstern feiernde polnische Familien, gleichgültig gegen das Schicksal der Außenwelt. Wir setzten uns kurz an einen der provisorischen Tische, es fror nicht. Honigfarbene Senfkleckse auf weißen Plastiktellern. Dieser erleuchtete Ort unter dem kleinen Holzdach war eine Oase, eine Karikatur Bethlehems. Ich sagte zu M., man könnte ein Theaterstück schreiben und versuchen, etwas von diesem Moment festzuhalten. Die schweigende Stadt und die gedämpften Gespräche der Touristen. Dann schreib's doch. Aber ich kann nicht.

Ich kann in diesen Wochen auch keine Gedichte schreiben. Es ist nicht das erste Mal. Und man soll nicht zu viel darüber reden. Was soll man auch sagen? Karol Berger fand einst – er erzählte mir davon in Paris bei einem Spaziergang im sechzehnten Arrondissement – bei Victor Hugo eine Antwort auf die Frage, ob Gedichte schreiben leicht sei: »Wenn man's kann, ist es kinderleicht, wenn man's nicht kann – unmöglich.«

Oft ging ich in diesem Herbst, der lang, warm und heiter war, an der kurzen ulica Bogusławskiego vorbei. Sie zweigt von der ulica Świętego Sebastiana ab, dem günstigsten Weg nach Kazimierz, einer schmalen Furt zwischen der katholischen Innenstadt und dem jüdischen Kazimierz; irgendwann passiert man eine Mauer, hinter der sich ein riesiger Klostergarten verbirgt. Dann muss man die ulica Józefa Dietla übergueren, die dort verläuft, wo einst, wie ein Graben, ein Weichselarm die Stadt Kazimierz von der Stadt Krakau trennte, und schon ist man in einer anderen Welt. Fast jedes Mal mache ich einen Abstecher zu dem gelbroten Altbau, in dem Czesław Miłosz einige Jahre lebte. Eine Gedenktafel erinnert daran. Die gab es früher nicht, dafür gab es Herrn Czesław, einen der wichtigsten Menschen in dieser Stadt. Und Carol, seine Frau, die das Blumenbeet im Hof pflegte. Im ersten Stock, in einer Wohnung, die zuerst durch die angrenzenden Räume vergrößert und nach Miłoszs Tod aus Erbschaftsgründen wieder geteilt wurde. Die Bogusławskiego ist jetzt leer. Früher lebte hier ein außergewöhnlicher Mensch, ein außergewöhnlicher Geist, einer, der entgegen den Moden der Zeit (wer sagt denn, dass man Moden mitmachen muss?) die Gesamtheit der Ideen und der Ereignisse seiner Zeit zu erfassen versuchte. Er war der einzige ernstzunehmende Intellektuelle, den ich kenne, der sogar Harry Potter las. Warum? Er wollte wissen, was die Kinder lesen, was die Jüngsten fasziniert, was das über den Gang der Welt sagt. Großmütig akzeptierte er Harry Potter, daran ist nichts

Schlechtes, sagte er mit seinem Bariton. Thomas Mann stand ihm näher als Robert Musil: er interessierte sich nicht für den »Möglichkeitssinn«, sondern für das, was wirklich existiert. In der Lyrik hatte er durchaus mystische Neigungen, aber seine Mystik war fest in der Wirklichkeit verwurzelt. Er war ein Hai in seinen Poemen. Und ein Hai in der Lektüre, er verschlang Theologie und Philosophie, Dichtung und Geschichte. Ich denke manchmal an ihn, wenn ich, beiderseits des Atlantiks, jungen Dichtern begegne. Sie scheinen sich oft nur für die neueste Nummer der gerade angesagten Lyrikzeitschrift zu interessieren. Als wäre Dichtung - abgesehen von allem anderen - nicht auch eine Antwort auf den Zustand der Welt, der sich in tausend Formen ausdrückt, im Kummer des Arbeitslosen, der an einem heiteren Apriltag auf einer Parkbank sitzt, ebenso wie in einem philosophischen Traktat oder einer Symphonie.

Im November ein Lyrikabend zu Stanisław Barańczak im japanischen Zentrum Manggha. Eine Menge Zuhörer, viele Studenten; eine der Veranstaltungen, wo man ein halbe Stunde früher da sein muss, um noch einen Platz zu bekommen. Organisiert wurde sie vom Verlag a5; Ryszard Krynicki hat Krakauer Dichter eingeladen, Texte aus Barańczaks eben erschienenen Gesammelten Gedichten zu lesen. Darunter Wisława Szymborska, der die Ehre zuteil wird, eines seiner schönsten Gedichte vorzutragen, Nachts weinte sie. Ich habe Texte aus dem Band Winterreise ausgesucht, Variationen auf die Gedichte Wilhelm Müllers, zu denen Franz Schubert den gleichnamigen Liederzyklus komponierte. Müller ist ein zweitrangiger romantischer Dichter, dessen Werk wohl längst vergessen wäre, hätte Schubert es nicht durch seine herrliche Musik verewigt, eine Musik voller Eile und Ungeduld, die vorwärtsdrängt wie das Schicksal. Ihre energischen, fast militärischen Rhythmen kontrastieren mit der Verlangsamung, die der Winter in Nordeuropa bewirkt. Schnee, Frost und Nebel verlangsamen gemeinhin den

Rhythmus des Lebens; im Kamin lodert Feuer, Rauch steigt langsam und schwankend in den bedeckten Himmel. Barańczak hat ganz eigene Versionen geschaffen, die aber metrisch perfekt zur Musik passen. Für sich gelesen sind die Gedichte weniger beeindruckend als etwa *Nachts weinte sie*, aber insgesamt sind sie, aufgrund ihrer halluzinatorischen Melancholie, der eingestreuten modernen Themen und Motive (Flugzeuge, Großstadtstraßen) und aufgrund ihrer vieldeutigen Metaphorik, unvergesslich. Stanisław, der schon lange schwer krank ist, konnte nicht aus Boston kommen, wo er seit fünfundzwanzig Jahren lebt.

Heute in der Morgenpost ein Geschenk von Faber & Faber, ein Band von Ted Hughes, Selected Translations, herausgegeben von Daniel Weissbort (Daniel brachte mich einmal in seinem Wagen zum Flughafen, vor vielen Jahren in Iowa, zu Frühlingsanfang). Ich beginne den Tag mit Gedichten von Yehuda Amichai in Hughes' Übersetzung. Amichais Gedichte bersten vor Bedeutung; jeder einzelne Vers will etwas sagen. Wenn es in der Lyrik zwei extreme Arten der »Verdichtung« gibt, den Text als Gewebe (wo, wie bei Saint-John Perse, die Sprache immer den gleichen Abstand zum gut versteckten Kern des Gedichts wahrt) und den Text als Aussage, dann ist Amichai ein königlicher Vertreter der zweiten Richtung und darin Zbigniew Herbert ähnlich. Die beiden 1924 geborenen großen Dichter haben so viel zu sagen, dass sie, anders als der Diplomat Saint-John Perse, keine endlosen rhetorischen Poeme verfassen konnten. Sie ähneln sich auf gewisse Weise, beider Imagination richtete sich auf Krieg und Liebe (mehr Liebe gab es bei Amichai) und war von den Klassikern geprägt, die sie lasen und an die sie glaubten. Amichai las die hebräische Bibel, Herbert seine Griechen. Sie waren sich ihrer Verwandtschaft vermutlich bewusst. denn sie mochten und schätzten einander. Ich bin Amichai nur einmal begegnet, beim Lyrikfestival in Rotterdam, 1983, glaube ich; beim Frühstück im Hotel sagte er mir, ihn interessierten vor allem Dichter und Künstler des Jahrgangs 24. Damals dachte ich, ich sei zu spät zur Welt gekommen. (Heute sehe ich das anders.)

Beim Ordnen der Papiere (etwas, das ich viel öfter tun sollte), fand ich einen Ausschnitt aus einer Lokalzeitung, eine Rezension zu einem meiner Bücher, geschrieben von einem sehr jungen Menschen. Der Titel lautet: *Alte Welle*. Ein typisches Beispiel grund- und gedankenloser Gehässigkeit. Dabei sterben wir irgendwann doch alle, selbst junge Rezensenten.

Ich lese Gershom Scholems Skizzen, seine Polemiken und Porträts (das von Rosenzweig, die Polemik gegen Buber etc.). Wie immer bei der Lektüre eines klugen Autors, der mit Leidenschaft über das *sacrum* schreibt, erwacht in mir eine religiöse Sehnsucht.

Cioran wirft Proust vor, dass die Musik, ein Hauptthema in seinem großen Roman, sich zwar mit den Peripetien der Protagonisten verbinde und verflechte und mit konkreten historischen Ereignissen assoziiert werde – sich jedoch nicht auf etwas »ganz Anderes« hin öffne. Eine überaus interessante Beobachtung. Wer aber sagt das? Cioran, der uns in den meisten seiner geistreichen Aphorismen überzeugen wollte, dass es jenes »ganz Andere« gar nicht gibt. Und der nur, wenn er eine Bach'sche Kantate oder Passion gehört hatte, für kurze Zeit seine Meinung änderte.

Ein Gedicht ist wie das Gesicht eines Menschen – ein Objekt, das man ausmessen, beschreiben und katalogisieren kann, und zugleich ein Appell. Einen Appell kann man befolgen oder ignorieren, man kann sich aber kaum damit begnügen, ihn mit dem Zollstock zu vermessen. Die Höhe einer Flamme lässt sich schwerlich mit einem Lineal messen.

In den Gedichten des Schweden Gunnar Sonnevi – ich las sie in der Übersetzung Rika Lessers mit Studenten in Houston, das Manuskript eines hervorragenden Bandes, der damals keinen Verlag fand -, in diesen wirklich vollkommenen, meditativen Gedichten, die zutiefst Persönliches mit Aussagen über die physische und biologische Welt verbinden, wird die Musik (die klassische) fast zu Gott. Ähnliches sagt mein Berliner Freund, der deutsche Prosaiker Hartmut Lange, über Musik, zumal über Mahlers Lied von der Erde: Es ist für ihn Gott. Ich stritt mit ihm, ich, der ich ständig Musik höre und das Lied von der Erde für eines der außergewöhnlichsten Werke halte; ich stritt mit ihm, weil ich nicht akzeptieren kann, dass man die Musik mit Gott gleichsetzt ... Dichter, die eher Popmusik hören, und das werden immer mehr, haben offenbar keine derartigen mystischen Neigungen. Auch der Jazz verleitet wohl nicht zur Idolatrie.

Neben den Theologen bin ich anscheinend einer der letzten Autoren, der gelegentlich vom »geistigen Leben« spricht. In unseren Zeiten redet man, bestenfalls, von Imagination. Ein schönes Wort, das vieles sagt, aber nicht alles. Manche begegnen mir deshalb mit Misstrauen, sie halten mich für stockkonservativ, wenn nicht für reaktionär. Ich laufe Gefahr, dass man sich über mich lustig macht. Fortschrittliche Kreise lehnen mich ab oder sehen mich zumindest schief an. Und auch in konservativen Kreisen versteht man nicht, worum es mir geht. Die Dichter der nächsten Generation bleiben mir fern. Nur ein junger Spanier sagte mir in Barcelona, in meinem Schreiben fänden sich Signale dafür, dass die ironische Postmoderne vielleicht eines Tages überwunden würde. Doch was ist Geist, geistiges Leben? Ach, könnte ich nur Definitionen aus dem Ärmel schütteln! Musil sagt, Geist sei die Synthese von Intellekt und Emotion. Eine gute, wenngleich minimalistische Arbeitsdefinition. Viel leichter ist es zu sagen - da kennen sich die Theologen aus -, was Geist nicht ist, in der Lyrik, in der Literatur. Er ist

nichts Psychoanalytisches, nichts Behavioristisches, nichts Soziologisches und auch nichts Politisches, sondern – etwas Ganzheitliches, in dem sich, wie im Helm eines Astronauten, Erde, Sterne und das Gesicht des Menschen spiegeln.

Anfang Januar einige Tage in Paris. Ein seltsamer Eindruck: Nachdem ich, bis 2002, zwanzig Jahre hier lebte, kommt mir bei jeder Rückkehr schon nach einer halben Stunde alles so bekannt vor, so selbstverständlich, als hätte ich diese Metropole nie verlassen. Wir fahren von Orly mit dem Bus, vor uns die Wand der modernen, hässlichen Wohnsilos und die mickrigen Häuschen der Vorstädte, gleich darauf die Porte d'Orléans, ein leeres Stadion, die Avenue du Général Leclerc, dann die Avenue du Maine, vorbei an der Place de Barcelone, einem Werk des spanischen Architekten Bofil, der, bewusst oder unbewusst, an den sozialistischen Realismus anknüpfte, und schließlich die Place des Invalides. Der Bus hält am Quai d'Orsay, also am Außenministerium - die Passanten sehen nur das riesige Gebäude an der Seine. Eine bedeutende Figur war hier als Ministerialdirektor in den dreißiger Jahren Alexis Léger, Lyrikfreunden bekannt als Saint-John Perse, Autor der Anabasis. Man weiß kaum etwas darüber, aber Léger war damals wohl der einzige Dichter auf der Welt, der Einfluss auf die Politik hatte, auf Ereignisse der realen Welt - Mao Tse-Tung, der ein Monster war, oder, in einer anderen Kategorie, Léopold Senghor, später Präsident des Senegal, zähle ich nicht mit. Es gibt zwar etliche Dichter im Botschafterrang, diese Liste wäre lang, doch haben Botschafter keine wirkliche Macht. Bei Léger war das anders: Er saß an den Hebeln der Macht, er war der höchste beamtete Diplomat. Es könnte so aussehen, als habe sich hier der alte Traum erfüllt, dass Dichter die Welt regieren: Einer von uns vermochte den Lauf der Ereignisse zu beeinflussen. Und was ist dabei herausgekommen? Léger (man muss hier klar zwischen seinem Politiker- und seinem Dichternamen unterscheiden), der während des Kriegs im Exil in Washington

lebte, hat bei den Historikern, die sich mit der französischen Diplomatie befassen, keinen guten Ruf. Sie rechnen ihn zu den Politikern, die für eine weiche Linie gegenüber Hitlerdeutschland eintraten, zu denen, die 1938 das feige Münchner Abkommen ermöglichten, und damit zu denen, die das Wesen der Gefahr nicht erkannten. Anscheinend hat unser Abgesandter im Reich der Wirklichkeit also versagt ... Sollte man weitere Versuche in dieser Richtung unternehmen? Nachfolger entsenden? Vielleicht besser nicht.

Immer noch in Paris; ein warmer, feuchter Januar. In der Metro lesen viele Leute dicke Romane, selbst in der Stoßzeit. wenn sich über ihren Köpfen diejenigen drängen, die keinen Sitzplatz ergattern konnten. Paris ist die Hauptstadt des Romans, Das Schreiben und Lesen von Romanen ist hier eine ernste Angelegenheit. Allein die Nutzer der Metro und des dichten Nahverkehrsnetzes benötigen jeden Monat Unmengen an Lesefutter. Bitte sehr, die Verlage wissen das und produzieren ununterbrochen neue Schmöker. Die großen Buchhandlungen, etwa die berühmte FNAC, errichten dann Altäre für einzelne Romanciers, in der Mitte ein Foto des Autors und ringsum Bücherstapel ... Wie in Prousts Beschreibung der Pariser Buchläden nach Bergottes Tod, in denen seine aufgeschlagenen Bücher aussahen wie Engel, die ihre Flügel über seine Seele ausbreiten. Bei Proust handelt es sich allerdings um ein außergewöhnliches, schönes Ereignis, in den FNAC-Läden um ein alltägliches, rein kommerzielles. Und die für die Fahrgäste der Metro und des Schienennahverkehrs produzierten Romane sind bald wieder vergessen. Neue erscheinen. Kaum jemand liest ein Buch zweimal. Bei den Straßenhändlern am Seineufer sieht man Tausende vergilbter Umschläge, Romane von vor fünfzig oder achtzig Jahren, die kurzzeitig berühmt waren, jetzt aber - ähnlich wie die Clochards - Nässe und Kälte ausgesetzt sind. Lyrikbände, von den Dichtern ganz zu schweigen, haben es in Paris schwer. Zwar sieht man in den Metro-Waggons oft Plakate mit einem kurzen Gedicht (so wie in der New Yorker Subway), doch glaube ich nicht, dass jemand sie beachtet; die in ihre Wälzer vertieften Passagiere sehen sie nicht und wollen sie nicht sehen. (Als ich einmal in Deutschland meine These vom schnellen Vergessen der Romane äußerte, zischte meine Tischnachbarin ärgerlich: »Das ist Kulturpessimismus!«)

Hauptanlass unserer Parisreise ist der fünfzigste Geburtstag von Miquel Barceló, dem Maler, der auf Mallorca, direkt am Meer, geboren wurde. Er war erst mit Barcelona und später, nach den ersten großen Erfolgen, mit Paris verbunden, aber auch mit Afrika, wo er sich, in Mali, viel aufhält – malend, zeichnend, bildhauernd. Barceló ist ein Künstler, der nicht nicht arbeiten könnte, wobei man bei ihm Arbeit und Vergnügen - am Gestalten, Ausschneiden, Zeichnen oder Modellieren - ohnehin kaum unterscheiden kann. Er hat sich der Darstellung der Welt verschrieben - seine Gemälde und Aquarelle verraten eine kindliche Freude, dass es Formen gibt. Er ist ein unendlich sinnlicher Künstler. Einige seiner Arbeiten, vielleicht gerade die einfachsten, die Tiere oder Pflanzen zeigen oder auch die reiche Unterwasserwelt des Mittelmeers (Miquel ist ein erfahrener Taucher), haben eine unglaubliche Frische, als betrachte jemand zum ersten Mal - mit verliebten Augen - eine Akazie, einen Hund, einen Affen, einen Kraken, eine Dorade. Man könnte glauben, der Zeitgeist (wenn es ihn denn gibt) habe sich Miquel Barcelós bedient - nicht nur seiner, natürlich -, um die Monotonie einer bestimmten Art von nichtgegenständlicher Malerei aufzubrechen, deren Abstraktheit nicht länger zu ertragen ist. Eines seiner Meisterwerke befindet sich in der von ihm gestalteten Kapelle des Allerheiligsten im Dom von Palma de Mallorca: eine üppige, barocke Keramikgruppe, die das Wunder der Brotvermehrung darstellt. Ein grandioses Fest des Seins, eine Feier des Lebens, das die Fülle seiner Formen erlangte, eine Überfülle sogar, da die Fische, die

Brotlaibe und alle Geschöpfe fast zu bersten scheinen – sie haben die Grenze zwischen Reife und Überreife erreicht. Miquel ist ein unersättlicher Leser von Lyrik – so haben wir uns kennengelernt, er hatte meine Gedichte in Maja Wodeckas französischer Übersetzung gelesen, und Rafał Jabłonka, der in Köln eine Galerie betreibt, brachte uns zusammen.

Ich lese Miłoszs *Letzte Gedichte*, die der Verlag Znak zwei Jahre nach seinem Tod veröffentlichte. Miłoszs Gegner – und davon gibt es nicht wenige in diesem streitsüchtigen und oft kleinlichen Land, auch ziehen sein Rang und Ruhm das für die Demokratie typische Ressentiment gegen jede Art von Größe auf sich – behaupten, er habe in den letzten Jahren die dichterische Kraft verloren. Man muss aber nur einige Verse des Poems *Orpheus und Eurydike* lesen, um zu sehen, dass dies nicht stimmt:

Er sang von der Helle des Morgens, von Flüssen im Grün. Von dampfendem Wasser des rosenroten Morgens. Von den Farben: Zinnober, Karmin, Gebranntes Siena und vom Blau des Himmels, Von der Wonne, im Meer zu schwimmen, bei den Felsen aus Marmor.

[...]

Davon, wie er Worte gegen den Tod gesetzt Und mit keinem einzigen Vers das Nichts gepriesen hatte.

Miłoszs polnische Gegner lassen sich in verschiedene Kategorien einteilen. Es gibt Leute, die sich nicht für Lyrik interessieren, aber dem Autor des *Verführten Denkens* Verrat vorwerfen, denn er war einige Jahre im diplomatischen Dienst der Kommunisten (ohne jedoch das Nichts zu preisen: Er schrieb kein einziges Gedicht, das sich für eine stalinistische Lyrikanthologie geeignet hätte). Oder sie ertragen nicht

die – absolut berechtigte, wie ich sagen muss – Abneigung des Dichters gegen den polnischen Nationalismus. Unmittelbar vor Miłoszs Begräbnis wurden Stimmen laut, er sei kein guter Katholik gewesen und verdiene nicht, in der Ehrengruft beigesetzt zu werden. Jene wiederum, die Gedichte lesen, attackieren Miłosz mitunter wegen seines hohen, hymnischen Tons. Heute muss man ironisch und eindimensional schreiben und auf bessere Zeiten warten.

Bei der Lektüre des Verses »Von der Wonne, im Meer zu schwimmen, bei den Felsen aus Marmor« erinnere ich mich an ein Gespräch mit Miłosz; es war nach einem Urlaub, den M. und ich zusammen mit C.K. Williams in Italien, in der Nähe von Lucca in der Toskana verbracht hatten. Von dort waren wir manchmal zum Baden nach Bocca di Magra gefahren, einem kleinen Ort schon in Ligurien (von der Autobahn aus sieht man die Reklame des Hotels »Shelley« - nicht weit davon ertrank der Dichter). »Magra« ist der Name des Flusses, der hier ins Meer mündet. Als Milosz das hörte, geriet er ins Träumen, Erinnerungen wurden wach. In Bocca di Magra hatte er mit Mary McCarthy, Nicola Chiaromonte und anderen Freunden mehrmals Urlaub gemacht. Auch er war dort im Meer geschwommen und hatte nie den Anblick der weißen Marmorfelsen vergessen, die man auf den ersten Blick für schneebedeckte Berghänge halten konnte – mitten im Sommer! Aber es ist kein Schnee, sondern Marmor, Carrara, das bei Bildhauern berühmte Städtchen am Fuße der weißen Marmorberge. Und das Meer ist dort tiefblau, warm, salzig und sanft gekräuselt. Auf der samtigen Oberfläche bilden sich Linien und unregelmäßige geometrische Figuren, die sich nicht lange halten - die Papillarlinien des Meeres. Möwen kreisen über den Fischerbooten. Das Ufer ist felsig, so, wie es am Mittelmeer sein muss, denn ebene Sandstrände, bedeckt mit den Badetüchern sonnenverbrannter deutscher Touristen, nehmen ihm sein Kobaltblau und machen es der fahlen und kalten Ostsee ähnlich.

Miłosz ist von uns gegangen, fast bis zum Schluss hat er ge-

dacht, gearbeitet, Gedichte geschrieben. Es ist, als sei er ins Meer hinausgeschwommen, in Richtung Carrara, zum blauen Nebel und zu den weißen Bergen.

Paul Claudel sagt an einer Stelle: »Celui qui admire, n'a jamais tort.« (»Wer bewundert, hat immer recht.«). Ich sinniere gern über diesen Satz, der so wenig zeitgemäß ist und den man natürlich in Frage stellen kann. Er sagt aber auf ganz grundsätzliche Weise, dass im geistigen Sinne Bewunderung und Enthusiasmus etwas viel Höheres sind als Kritik, Sarkasmus oder eine rein ironische Haltung, das, was im Englischen debunking heißt, was wir manchmal »vom Sockel holen« nennen und was heute die Luft ist, die unsere Zeitungen und die meisten Bücher atmen.

Im Juni 2007 war ich mit einer Gruppe von Freunden (darunter C. K. Williams mit seiner Frau, George und Michael und Agnès mit ihrem Fotoapparat) in Lemberg. Nur ganz kurz, aber lange genug, um wieder den ergreifenden Schauer des Geheimnisvollen zu spüren, den ich schon zuvor, bei früheren Besuchen erlebt hatte. Und wieder war es Juni milde, lange, langsam erlöschende Abende, die so viel versprechen, dass, was man auch tut, immer das Gefühl von Niederlage, von verschwendeter Zeit bleibt. Man weiß nicht, wie man sie am besten verbringen soll. Spazieren gehen oder doch zu Hause bleiben und am weit geöffneten Fenster sitzen, damit die warme, von den Klängen des Sommers erfüllte Luft ins Zimmer strömen und sich mit Büchern, Ideen, Metaphern und unserem Atem vermischen kann. Aber nein, das geht auch nicht, das ist nicht möglich. Man kann ihnen – diesen schier endlosen Abenden – nur nachtrauern, wenn sie vorüber sind, wenn die Tage wieder kürzer werden. Sie lassen sich nicht festhalten. Vielleicht sind Wehmut, Erinnerung und Nostalgie tatsächlich die einzig passenden Wahrnehmungsmodi für lange Juniabende. Man kann sie nie ganz auskosten, man möchte hinaus und im Park spazieren, aber auch auf der Terrasse sitzen und den verklingenden Stimmen der Stadt lauschen, dem Gesang der letzten Amseln ... Aber auch das ist vergebens, denn der Gesang der Vögel hat keine Form, hier gibt es kein Adagio oder Allegro – ein Philosoph schreibt in einer ausführlichen Abhandlung über die Musik: »Nachtigallen hören nicht den Gesang der Nachtigallen«, nur leicht exaltierte Menschen, und die einzige Möglichkeit, von ihm loszukommen, besteht letztlich darin, dass man sich müde hört (um die Wahrheit zu sagen). Wohingegen das musikalische Werk, der Disziplin der Form unterworfen, unserer Ermüdung zuvorkommt – außer es handelt sich um eine der wunderbaren, aber etwas zu lang geratenen Opern aus Wagners *Ring*.

Das Empfinden, an ein Geheimnis zu rühren: Hier lebten meine Verwandten. Hier träumten sie, hier machten sie Pläne, hier trauerten sie, hier verliebten sie sich, bauten Häuser, starben, gingen auf Friedhöfe. Hier dachten sie, die Welt sei Lemberg, nur Lemberg. Von jeder Reise kehrten sie hierher zurück, und deshalb war diese Stadt auf den Hügeln ihr geometrisches Rom. Hier lebten sie, in Sorge oder unbekümmert, und rollten das große Rad der Zukunft vor sich her – durch die Jahreszeiten, durch kurze Januartage, in denen es im Schnee stecken blieb, und endlose Juniabende, bis es brach, sich in Luft auflöste und starb. Und als es starb, wurde ich geboren. Im Juni, bei Tagesanbruch, kommt dieses alte, nicht mehr existente Leben – es sei denn auf alten Postkarten, wo es aber verkleinert ist und karikaturhafte Züge annimmt, auf Ansichtskarten, von denen uns absurd wirkende Herren mit allzu stattlichen Schnurrbärten und Damen mit irrwitzigen, gleichsam von den Gärten der Semiramis bewachsenen Hüten anblicken, mit denen wir uns keinesfalls identifizieren können – auf höchst diskrete Weise noch einmal zum Vorschein. Wenn man nur aufmerksamer hinhörte, aufmerksamer hinsähe ... Eines Tages wird etwas geschehen, wird sich die innere Wirklichkeit offenbaren. Doch zugleich weiß ich, dass das Gefühl, in diesen Straßen

und Parks wohne ein Geheimnis, ein Mysterium, überaus flüchtig und nur schwer zu erklären ist – würde jemand ironisch fragen: »Was für ein Geheimnis meinen Sie eigentlich?«, ich wüsste keine Antwort. Ich weiß auch, dass es Leute gibt, mitunter sehr intelligente, die um keinen Preis der Welt zugeben würden, dass es in einer Stadt ein Geheimnis gibt, sei es in einem Park oder in einer kleinen Straße bei Tagesanbruch. Nein, sagen sie, hier lässt sich alles überprüfen, messen, im Park nisten so und so viele Vogelarten, zwei Spechtarten, zwölf Eichhörnchen, vielleicht vier Marder und fünf Penner. Eine Polizeistreife kann leicht den Park durchkämmen und einen Bericht abfassen, aus dem hervorgeht, dass keine Geheimnisse entdeckt wurden.

Wir stiegen im Hotel George ab, dessen Namen in Polen jedes Kind kennt, weil es ein Symbol Lembergs ist; inzwischen könnte es aber eine Renovierung vertragen. Wenn man den Flur entlang läuft, spürt man unter dem Teppich die zerbröckelten Fußbodenfliesen – der Teppich soll sie vor dem Blick der Gäste verbergen, was ihm auch gelingt, aber die Füße, deren Sensibilität bekannt ist, vermag er nicht zu täuschen. Ob man aber Symbole renovieren kann? Ich bin mir nicht sicher.

Kürzlich fragte mich jemand, warum ich keine Romane schreibe. Warum ich kein Romancier sei. Dafür gibt es so viele Gründe, dass ich mich zu keiner klaren, überzeugenden Antwort durchringen konnte. Aber jetzt, im Rahmen dessen, was die Franzosen so treffend als *esprit d'escalier*, als Treppenwitz bezeichnen, fällt mir eine mögliche Antwort ein: Ich bin kein Romancier, weil ich aus unbekannten Gründen nicht zu den Menschen gehöre, denen man kleine gesellschaftliche Geheimnisse anvertraut. Ich beobachte das ständig: In dem Mikrokosmos, in dem ich derzeit lebe, im Krakau des frühen einundzwanzigsten Jahrhunderts, wo es an Skandälchen und mitunter nicht durch den rechtlichen und ehelichen Status der Beteiligten gedeckten Romanzen

nicht mangelt und wo man gerne Vermutungen über die Vermögensverhältnisse bestimmter Personen weniger aus der Mitte, sondern eher vom Rande dieser Gruppe in Umlauf hält. Oder einfach gesagt: Es geht um mehr oder weniger interessanten Klatsch. Nur mir erzählt niemand etwas. Aus unbekannten Gründen erfahre ich all diese Dinge immer zuletzt, wenn überhaupt. Aus gleichfalls unbekannten Gründen teilen sich die Menschen in solche, denen man kleine Geheimnisse anvertraut, und solche, denen man sie nicht anvertraut. Die allermeisten dieser Informationen oder auch Pseudoinformationen gehen sicher an mir vorbei. Wie könnte ich also Romane schreiben, wo ich nicht einmal in die elementarsten Dinge meines weiteren Umfelds eingeweiht bin? Ich weiß nichts. Leide ich deshalb? Nein, ganz und gar nicht. Aber schon allein deshalb könnte ich keine Romane schreiben, die doch bis zu einem gewissen Grad von diesem geheimen Wissen über die menschlichen Schwächen leben. Natürlich leben sie auch von anderen Fähigkeiten, anderen Gaben. Doch selbst der Autor eines historischen Romans projiziert das Schema der gewöhnlichen, allgemeinen und ewigen Verkommenheit der Sitten auf die Vergangenheit, und er weiß davon dank der wohlmeinenden Verbreiter von Klatsch und Tratsch. Allerdings komme ich nach genauerem Nachdenken zu dem Schluss, dass die Sache doch komplizierter ist. Schließlich gehörten ja einige der größten Romanciers zu der Sorte von Menschen, denen man nichts erzählt. Thomas Mann etwa, der immer große Distanz zu anderen wahrte und sich während seines langen Lebens nur mit einer Handvoll Freunden und Bekannten duzte. Und der - das notiert Konrad Kellen, auch Conny genannt, der zwei Jahre lang in Pacific Palisades in Kalifornien Manns Sekretär war – mit seinem Bruder Heinrich so kühl, förmlich und intellektuell redete, dass man hätte meinen können, es handele sich um zwei Universitätsprofessoren, die sich eben erst kennengelernt hätten. Niemand wird also Thomas Mann Geheimnisse anvertraut

haben, er ließ niemanden an sich heran, und selbst wenn, wird niemand oder so gut wie niemand es gewagt haben, dem Olympier ein triviales, wenn auch noch so interessantes Gerücht anzuvertrauen. Und doch wusste sich Mann irgendwie zu helfen, in seinen Romanen und Erzählungen gibt es eine Menge kleinerer und größerer Skandale, Selbstmorde, Bankrotte und Verrat eingeschlossen. Auch in der Familie der Manns mangelte es nicht daran, in keiner Generation – die familiären Unglücksfälle kamen ihm zu Hilfe ...

In Lemberg ein komischer Moment: Am ersten Tag warf ich meinen Reisegefährten beim Abendessen unvermittelt vor, sie verstünden diese Stadt nicht, sie behandelten sie so, als seien sie in einer beliebigen europäischen Stadt, in Liverpool oder Bochum, sie empfänden nichts, sie streiften Straßen und Plätze mit objektivem Blick, als seien sie lediglich Fotoapparate – dabei sei es eine ganz ungewöhnliche Stadt, hier gebe es wunderbare Dinge, wenn auch verborgen ... Sie liegen teils noch immer unter einer Decke von sowjetischem Staub, ja, aber wer seine Phantasie ein wenig anstrengt, kann sehr wohl zu ihnen durchdringen. Dies ist nicht das leicht zu habende Florenz mit seinem augenfälligen, absoluten und von hundert Reiseführern bestätigten Reiz, auch nicht Rom, dessen Schönheit jeder Idiot erkennt, nein, hier ist alles ganz anders, die Stadt versteckt sich unter einer Schicht von Vulgärem – umso mehr verdient sie, erkundet zu werden, umso mehr sollten sensible Menschen sich ans Werk machen, statt tatenlos auf ein Wunder zu warten. Hier, in dieser verstümmelten Stadt, darf man sich nicht nur auf Blick und Gehör verlassen, man muss auch die Vorstellungskraft bemühen. Proust sagt zwar, die Vorstellungskraft richte sich immer auf abwesende, entfernte Orte, die Straße, auf der wir gehen, den Raum, in dem wir uns befinden, oder die Person, mit der wir reden, könnten wir uns nicht vorstellen, aber Proust lebte noch in der klassischen Epoche, vor der Katastrophe, er konnte nicht wissen, dass es einmal Städte

geben würde, die nur halb existieren, halb verlassen sind, die mit einer Plane von Hässlichkeit bedeckt sind, verlorene und halb wiedergewonnene Städte, er konnte nicht ahnen, dass in solchen Städten die Vorstellungskraft zu einem zusätzlichen Sinn wird - werden muss -, halb Vorstellungskraft, halb Sinnesapparat, weil die gewöhnlichen, medizinisch und empirisch bestätigten Sinne hier nicht ausreichen und der Unterstützung durch halb geschlossene Augen und Intuition bedürfen ... Er konnte unseren Ausflug nach Lemberg nicht vorhersehen, in eine Stadt, die niemandem gehört, weder denen, die sie verließen, noch denen, die jetzt fest hier wohnen, und die deshalb einen neuen Typ von Vorstellungskraft verlangt. Ich sagte das natürlich knapper, damals hätte ich meine Argumentation nicht so breit ausführen können, ich war viel lakonischer und emotionaler, bestimmt auch plumper, erst jetzt, da ich allein in meinem Zimmer sitze, Musik höre und aufschreiben kann, was ich eigentlich hätte sagen wollen, erst jetzt überwinde ich meinen ewigen esprit d'escaliers und korrigiere die unvollkommene Wirklichkeit jenes Abends, an dem wir in Lemberg im Keller eines Restaurants in der ulica Akademicka (das ist der Vorkriegsname) saßen. Schließlich schreibe ich ja, um meine Plumpheiten und meine Lakonie zu korrigieren, um aus Gebrumm und Ellipsen längere, besser motivierte Sätze zu machen.

Meine Reisegefährten sahen mich verständnislos an, gelangten aber wohl bald zu dem Schluss, dass sie es mit jemandem zu tun hatten, der nicht ganz normal ist, der – das begriffen sie – einen für ihn besonderen Ort bereist; tags darauf aber, so schien es mir, spürten sie etwas von der Majestät dieser Stadt, von ihrer Ausstrahlung ...

Der junge Ossip Mandelstam – ganz im Einklang mit seinen Freunden, den Akmeisten, von denen er manche Überzeugungen übernahm – lehnte den Symbolismus ab, den verschwommenen Symbolismus, wie er sagte, er hatte nicht den Nerv, in unklaren, unterbelichteten Jenseitswelten zu stöbern. Er war für das Konkrete, für die vom Menschen bewohnte greifbare Wirklichkeit, er bewunderte die Architektur als sichtbare Synthese von Innerem und Äußerem. Er meinte auch, ein Dichter solle nicht Priester sein, wie es manche Symbolisten wollten, sondern Handwerker und Künstler, nicht Imperator des Unsichtbaren, sondern intelligenter und freier Herrscher über das Reich in der Mitte. Im Grunde aber vertrat Mandelstam ähnlich wie die anderen Akmeisten eine gemäßigte Position zwischen dem Symbolismus mit seiner Vorliebe für überirdische Sphären und dem aggressiven Futurismus. Die Futuristen glaubten uneingeschränkt an die Herrlichkeit der schnell herannahenden neuen Zeit; sie sollten schnell merken, dass das eine Illusion war, zumal in Russland, aber auch im übrigen Europa, sofern sie sich nicht wie Marinetti dem siegreichen politischen Lager anschlossen und sich an die Spitze der totalitären Welle setzten. Es handelte sich hierbei auch um einen grundsätzlichen Streit über das Wesen der Moderne: Die Futuristen waren süchtig nach dem Neuen und der neuen Welt, die Symbolisten mochten diese neue Welt nicht, sie fürchteten sich vor ihr und negierten sie, und nur die Akmeisten verbanden die genaue – zuweilen gar zärtliche – Betrachtung der Moderne mit der geduldigen Suche nach den geistigen Vitaminen, die der neuen Wirklichkeit fehlten, Mandelstams Perspektive und Standpunkt haben bis heute ihren Wert bewahrt.

Nach der Rückkehr aus Lemberg besuchten wir Tante Ania, Vaters vier Jahre jüngere Schwester, die aber auch schon über neunzig ist. Ich zeigte ihr einen Stadtplan von Lemberg und fragte, wo wer aus unserer Familie gewohnt habe. Sie ist die letzte Person, die das wissen kann. Die letzte von den Geschwistern, die noch bei wachem Verstand ist. Immer wenn ich sie sehe, klagt sie: Ich werde von niemandem mehr gebraucht, und ich sage, doch, sie werde sehr gebraucht, ich

brauche sie, denn nur sie erinnere sich noch an jene untergegangene Wirklichkeit, nur für sie seien die Vorkriegsnamen der Straßen mehr als tote philologische Hülsen. Sie lächelt verlegen, sie ist nicht überzeugt, aber sie weigert sich nie, meine Fragen zu beantworten. Mit meinem Vater kann ich leider nicht mehr über diese Dinge sprechen, sein Gedächtnis ist auf die Größe einer Kaffeebohne geschrumpft, es existiert nicht mehr. Vater liegt nur noch im Bett, er weiß nichts mehr, er schläft und isst nur noch, er wartet auf das Ende, ohne zu wissen, dass er wartet. Vielleicht erscheinen ihm im Traum noch Dinge von früher, aber das wissen wir nicht. Seine Schwester hingegen erinnert sich noch gut an früher. Sie erinnert sich hervorragend an alles, was mit Lemberg zu tun hat. Sie hat uns von der ulica Franciszkańska erzählt, dort wohnte im Gebäude der Schule, einer Handelsschule wohl, deren Direktor er war, mein Großvater mit seiner Familie, bevor sie in die ulica Piaskowa 10 zogen, in ein eigenes kleines Haus, gekauft von den über die Jahre angesammelten Ersparnissen. Es existieren noch Notizen meines Großvaters vom Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts, Bilanzen, in denen er alle Ausgaben verzeichnete. Dort gibt es auch eine etwas mysteriöse Rubrik: Luxusartikel. Allzu viele Luxusartikel finden sich darin aber nicht, Großvater war offenbar ein gut organisierter, praktischer und sparsamer Mann, und Mitte der zwanziger Jahre kaufte er das kleine Haus in der Piaskowa 10. Vor der Piaskowa waren aber die Franciszkańska und die Handelsschule. Von irgendwem, ich weiß nicht wem, es war ein anonymes Geschenk, habe ich einmal auf elektronischem Wege ein Gruppenfoto von Schülern und Lehrern dieser Schule bekommen, ein typisches konventionelles Foto dieser Art. In der ersten Reihe sitzen die Pädagogen (der sogenannte Lehrkörper), auch der Priester fehlt nicht, der rechts neben meinem Großvater sitzt. Dahinter die Schüler in Matrosenanzügen. Matrosenanzüge in Lemberg, wo es überhaupt kein Wasser gab, wo der kleine Fluss, die Poltwa, durch einen unterirdischen Kanal

geleitet wurde! (Andererseits, muss man sagen, liegt Lemberg auf einer Wasserscheide, die Linie läuft mitten durch die Stadt, einer ihrer Bäche speist das Flusssystem des Schwarzen Meers, die Poltwa hingegen folgt dem Ruf der Ostsee.) Großvater gefällt mir nicht auf diesem Foto - es zeigt ihn wohl in seinen Vierzigern -, er ist anscheinend ganz und gar durch seine soziale Stellung bestimmt. Er sieht aus wie jemand, den ich nicht gemocht hätte, und erinnert keineswegs an den gutmütigen alten Herrn, den ich nach dem Krieg kannte und liebte. Und ich fragte Tante Ania weiter nach Lemberger Adressen: Tante Busia und ihr Mann, Onkel Józef, die lange kämpfen mussten, bis die Familie ihre Ehe akzeptierte (denn sie war Jüdin, verstoßen von ihren Eltern, vor denen sie zu einem Goi geflohen war, und auch er hatte sie gegen den Willen seiner Familie geheiratet), wohnten in der Sykstuska. Tante Berta, meine Taufpatin, eine kleine, gebeugte, strenge und im Umgang recht kühle Musiklehrerin, eine alte Jungfer, an deren kurze Besuche in Gleiwitz ich mich noch erinnere, wohnte in Lemberg in der ulica Grottgera (sie verband die Franciszkańska mit der Łyczakowska). Tante Berta, auch eine der Vertriebenen, hatte nach dem Krieg von ihrem spärlichen Besitz nur das Klavier gerettet, ihr Arbeitsgerät, das sie auch nicht aufgab, als sie in Krakau in Armut lebte. Eine Zeitlang – daran erinnere ich mich noch aus Vaters früheren Erzählungen – nächtigte sie in einer Krakauer Offizierssiedlung in der Küche, bei entfernten Verwandten, die sie am Tag oft aufforderten, »durch die Stadt zu spazieren« und nicht bei den häuslichen Verrichtungen zu stören. Sie war damals schon im Rentenalter, ihre Gastgeber vermutlich auch – sonst wären sie ja jeden Tag zur Arbeit gegangen, fast jeden Tag, und sie hätte in der Wohnung bleiben können ... Wer weiß, vielleicht wurde sie auch nur sonntags aus der Wohnung verscheucht. Ich kann mir eine solche Grausamkeit nur schwer vorstellen, aber ganz offensichtlich war es so, vielleicht nur für eine kurze Zeit, vielleicht dauerte die Situation nicht lange, ich weiß es nicht ge-

nau und werde es nicht mehr erfahren. Das Klavier hat sie mir vermacht, ich war ihr Patenkind, und ich war unzufrieden, weil sie mir nicht mehr Aufmerksamkeit schenkte, aber wie hätte sie sich um mich kümmern können, während sie durch Krakau lief und wartete, bis sie in ihr provisorisches Zuhause zurückkonnte. Nach ihrem Tod, als schon klar war. dass ich, ihr Patenkind und Nutznießer ihres bescheidenen Testaments, musikalisch absolut unbegabt war (meine Schwester ebenso), wurde das Klavier verkauft; von dem eingenommenen Geld kaufte Vater zwei Fahrräder, eines für mich, das andere für meine Schwester. Den Symbolwert dieses Aktes möge der scharfsinnige Leser selbst bestimmen. Für mich war es der Beginn einer fanatischen Liebe zum Radfahren, zu Touren, die mich oft zu der von den Deutschen hinterlassenen Autobahn führten. (Ja, vom Lemberger Klavier zur ehemals deutschen Autobahn.) Ich erinnere mich noch genau an den Geruch meines ersten Fahrrads, den Geruch des Leders, aus dem der Sattel gemacht war, und den Geruch des lackierten Rahmens. Mein erstes Fahrrad kam aus der DDR, das zweite, ein Rennrad mit Gangschaltung, das ich viele Jahre lang fuhr, aus der Tschechoslowakei. Fahrräder aus den Bruderstaaten. Aber zurück zu den Lemberger Adressen: Die Familie meiner Mutter wohnte in der Nähe der ulica Gródecka, Tante Ania erinnerte sich nicht an den Namen der Seitenstraße. Die Gródecka ist die lange Straße, die noch heute die Innenstadt mit dem einstmals imposanten, wie die meisten majestätischen Bauten Lembergs in der Habsburger Zeit errichteten und für sentimentale Abschiede und zärtliche Begrüßungen geschaffenen Bahnhof verbindet. Und wo wohnten die Namysłóws, fragte ich. Das war die Familie des Mannes der älteren Schwester meines Vaters, Maria, Tante Marysia, die nach dem Krieg in Gleiwitz einen Gärtnereibetrieb führte, eine tüchtige, kluge Person, die ein hartes, bitteres Leben hatte. Die Namysłóws wohnten in der ulica Świętego Wojciecha. Tante Wisia schließlich, Großmutters Schwester, die leichtsinnige Tante Wisia, die fast hundert Jahre alt wurde, die sich kleinen Dingen, kleinen Emotionen hingab, silberne Bleistifte und Taschenmesser sowie Ansichtskarten aus Abbazia sammelte, die Melodien alter Schlager summte, französische Seufzer ausstieß und in Erinnerungen an die Bälle vor dem Ersten Weltkrieg schwelgte, Tante Wisia wohnte in der ulica Zyblikiewicza 30 – zusammen mit ihrer Mutter und ihrem Bruder. Bestimmt in der 30? Tante Ania war nicht sicher. Interessant, dass sie sich nur hier, bei Tante Wisia, mit der sie eine enge, auf Vertrautheit, Sympathie und unvermeidliche Abneigung gründende Beziehung verband (sie hatten viele Jahrzehnte unter einem Dach gelebt, beide unverheiratet, manchmal hatten sie gestritten und sich hinterher versöhnt, wieder gestritten und sich wieder versöhnt), noch an die Hausnummer erinnerte, wenn auch mit einem leichten Fragezeichen. Wir nehmen ihr das bestimmt nicht übel.

Ich weiß nicht, wie wir nach dem Tod teurer Freunde weiterleben können! Und doch kommen wir damit zurecht. Irgendein Teil unserer Substanz muss aus Gleichgültigkeit gemacht sein, aus grauem, gleichgültigem Metall, wenn wir weiterzuleben vermögen, sogar auf ganz erträgliche Weise, nach dem Tod von Freunden, von nahen und nächsten Angehörigen. Wir lachen, besuchen gute Restaurants, lesen neue Bücher, die sie nicht mehr kennenlernen werden. Der erste Moment der Trauer, unmittelbar nach dem Empfang der Nachricht vom Tod eines uns nahestehenden Menschen, ist etwas Schreckliches. Das ist noch gar keine Trauer, das sind Schmerz und Rebellion im Reinzustand, während das Wort »Trauer« schon den Keim der Resignation, der Übereinkunft mit dem Geschehenen in sich birgt. Im ersten Moment aber gibt es noch keine Worte, gibt es kein Einverständnis, keine Resignation. Es ist, als öffne sich ein Loch im Dasein. Ein Erdbeben, das einen Abgrund aufklaffen lässt. Ein Moment der Tränen und der Wut, in dem der Logos

machtlos ist. Der Logos tritt diskret zur Seite. Dann schließt sich der Spalt langsam und sukzessive, und es beginnt der langwierige Prozess des Trauerns, wir beginnen vorsichtig auf einem Steg über die Kluft zu gehen; mit der Zeit verändert die Narbe ihre Farbe und ähnelt fast der gesunden Haut. Doch es gibt Tode, mit denen wir uns nicht abfinden können. Ich habe mich nie – und werde es nie können – mit dem Tod meines Neffen Marek abgefunden. Er war erst zehn Jahre, er wusste noch gar nicht, wer er war. Und wir wussten nicht, was aus ihm werden, wie er sich entwickeln würde. Er war ein reizender, hübscher Junge. Wir Polen mögen Euphemismen und sagen immer, wenn wir von Toten sprechen: Sie sind jetzt im Jenseits bei ihren Familien. Oder: Wir werden sie im Jenseits wiedersehen. Oder: Er sieht uns jetzt vom Jenseits aus zu. Als sei dieses Jenseits ein mit Gras bewachsener Hof, den wir von unserem Küchenfenster aus beobachten können, aus den Augenwinkeln kontrollierend, wie die Kinder und der Hund spielen und ob ihnen keine Gefahr droht. Wir behandeln die Toten wie Kinder. Diese Unbekümmertheit und mangelnde Sensibilität für das Unbegreifliche, unsere Vorstellungskraft Übersteigende sind die Frucht des allzu sehr domestizierten Katholizismus. Ich denke oft an Joseph Brodsky, einen der außergewöhnlichsten Menschen, denen ich je begegnet bin – an seine verschiedenen Gesichter, daran, dass er bisweilen ein geistreicher, arroganter Intellektueller sein konnte, dem sich niemand, der ihn nicht kannte, zu nähern wagte, aber auch an seine sanften Momente, in denen er der feinfühligste Freund war. Ich erinnere mich an unsere Gespräche, in denen die Rollen so verteilt waren, dass er lange Monologe hielt und verrückte metaphysische Theorien entwickelte, während ich den Skeptiker gab, der nach Ungereimtheiten und Inkonsequenzen in seiner Argumentation suchte. Diese Monologe hatten oft mit den Essays zu tun, an denen er gerade arbeitete, sie waren gleichsam die Generalprobe (des jeweiligen Essays). Immer wieder ging es um das Thema Religion; Joseph sprach gern über eine Religion, die sich von den großen Naturreligionen ablösen und deshalb über mehr Unendlichkeit verfügen sollte. Die von Familie oder Gesellschaft tradierten Religionen besäßen zu wenig Unendlichkeit, sie implizierten einen Kompromiss mit dem historischen Material, in das sie verpackt seien. Ich widersprach und sagte, man könne eine Religion nicht konstruieren wie Doktor Zamenhof das Esperanto und er, Joseph, propagiere ein solches Esperanto; stattdessen solle man sich lieber auf das in den existierenden Religionen gegebene Unendliche konzentrieren und gegebenenfalls damit so verfahren wie mit der Glut eines Feuers, in die man hineinblase, um eine noch größere Flamme zu entfachen. Ich hatte den Eindruck, er mochte diese Diskussionen, er mochte sogar meine Skepsis, genau das war es, was er brauchte, Widerstand, Eigensinn. Einmal rief ich ihn nach der Ankunft aus Europa von Houston aus an, als mich wegen des Ortswechsels und der Trennung von der Familie, von M., eine leichte Melancholie gepackt hatte und ich auf ein warmes, freundschaftliches Gespräch hoffte, auf Trost in meiner - keineswegs bedrohlichen - Traurigkeit. Aber nichts dergleichen, Joseph fragte gleich, was ich von Horaz halte. Ich ahnte, dass er an einem Text über diesen Dichter arbeitete, und tatsächlich, so war es. Horaz musste mich trösten.

Es gab nämlich drei Geschwister: Mein Vater war das zweite Kind, nach ihm war noch Anna gekommen. Die Älteste war Maria, Tante Marysia. In Tante Anias Wohnung hängt bis heute ein Foto an der Wand, das die Farbe von echter, nicht nachgeahmter und vorgetäuschter Sepia hat. Es zeigt die komplette Familie bei einem Spaziergang in der Umgebung von Lemberg, im Wald, an einer nicht allzu steilen Böschung; Großvater nimmt auf diesem Foto die Pose eines Führers ein – die Familie befand sich zwar vielleicht im Wald, aber der Wald war nicht so dunkel, als dass man sich hätte fürchten oder verloren vorkommen müssen. Es war ein

Stadtwald und niemand ängstigte sich, schon gar nicht Großvater, der erfahrene Lehrer und unerschrockene Pädagoge, der wohl auch einen Wolf zu zähmen gewusst hätte, wenn in diesem Stadtwald zufällig ein wilder, böser Wolf aufgetaucht wäre. Großvater hätte den Wolf sicher so streng zurechtgewiesen, dass sich das Tier auf den Boden gekauert und bald ins finsterste Dickicht zurückgezogen hätte. Wie ich aus Familienerzählungen weiß, sagte Großvater seinen drei Kindern immer, sie müssten drei Dinge beherrschen -Schwimmen, Stenographie und Deutsch. Schwimmen, Stenographie und Deutsch – war das eine gute Kombination von Fähigkeiten? Man spürt darin etwas vom Geist der Aufklärung, etwas von dem Optimismus, der nach dem Ersten Weltkrieg herrschte, dieser schrecklichen Katastrophe, nach der man anfing, Charleston zu tanzen - er nahm an, es würde Gedanken und Ideen geben, die sich zu stenographieren lohnt, und in so mancher Versammlung, in so mancher Organisation würde jemand gebraucht, der stenographieren kann; das später allgegenwärtige Tonband war damals noch unbekannt. Es würden auch manche (aber nur manche) Fähren oder Schiffe sinken, also musste man schwimmen lernen – schließlich erinnerte man sich damals noch gut an den Untergang der Titanic in den frühen Morgenstunden des 15. April 1912 (mein Vater wurde am 16. Dezember desselben Jahres geboren). Allerdings formulierte Großvater seine drei Gebote wohl später, eben in der Nachkriegszeit, als das Land die Unabhängigkeit wiedererlangt hatte. Und drittens schließlich würde in diesem Teil Europas die deutsche Sprache immer von Nutzen sein. Ich glaube nicht, dass Großvater den Zweiten Weltkrieg und die deutsche Besatzung voraussah. Und ehrlich gesagt war während der Hitlerbesatzung die deutsche Sprache auch kaum von Nutzen, nützlich war nur Hitlerdeutsch, das aber Polen nicht sprechen durften